

Die Lintschi und die Franzosen

Nachdem sie im kleinen burgenländischen Tschanigraben geboren wurde, tauchte die Frage nach dem Taufnamen auf. Jedes Kind brauchte einen Taufnamen. So ist es die Regel. Nicht einen Vornamen, sondern einen Taufnamen. Damals war es noch so, dass man nicht so mir nichts, Dir nichts einen Namen geben konnte, wie es eben so beliebt, womöglich noch einen fremdländischen. „Da sei der Herrgott vor!“, pflegten die alten Frauen im Dorf zu sagen, wenn sie auf ihren Bänkchen saßen und die Kopftücher zurechtrückten. Eine anständige Frau trug ab der Eheschließung ein Kopftuch. Vor allem anderen „sei der Herrgott vor!“, wie bereits erwähnt wurde. So oft wie dieser Satz wiederholt wurde, konnte man sich schon fragen, ob der „Herrgott“ überhaupt noch für irgendetwas anderes Zeit hätte, als irgendwo „vor zu sein“. Andererseits würde das erklären, warum er bei anderen Dingen durch Nichteingreifen und Desinteresse glänzte. Aber selbst vor solchen Gedanken, hätten die guten Christenfrauen gesagt, „sei der Herrgott“, wie wir schon wissen, „vor“.

Bei der Geburt des kleinen Mädchens, wie man sofort zweifelsfrei erkannte, also, dass es sich um ein Mädchen handelte, war „der Herrgott“ zweifelsohne „vor“, denn sie bekam den Taufnamen Karoline. Nachdem niemand daran etwas zu beanstanden hatte, weder aus der eigentlichen Verwandtschaft, noch aus der bloß angeheirateten, und noch weniger von den grauen Eminenzen auf ihren Bänken und mit ihren Kopftüchern, konnte die Taufe feierlich stattfinden. Um daran teilzunehmen, verließen sogar die Frauen ihre Bänke vor den Häusern und tauschten sie gegen die in der Kirche, um sich nicht zuletzt am anschließenden Festbankett gütlich zu tun. So hatte alles seine Ordnung, in Tschanigraben im Südburgenland. Natürlich war selbst dieser Ort nicht von Skandalen verschont geblieben. So klein er auch sein mochte, auch hier gab es uneheliche Kinder oder wilde Ehen oder Kinder mit fremdländischen Taufnamen. Aber wenn man zusammenhält, kann man selbst die schwersten Erschütterungen, seien sie nun moralischer oder sozialer oder sozial-moralischer Natur, beinahe schadlos überstehen. Karoline wuchs heran und wusste sehr lange nichts von ihrem Taufnamen, weil es allgemein üblich war, sie als Lintschi zu rufen. Erst, als sie in die Schule kam, lernte sie ihren wahren Namen kennen.

„Kannst Du Deinen Namen schreiben?“, wurde sie bei der Einschulung bzw. dem Eignungstest dazu gefragt, worauf sie brav und gehorsam „Lintschi“ aufmalte. Verdutzt sah sie die Frau Lehrerin an, um sie dann darüber aufzuklären, dass sie „Karoline“ hieße. Was für eine Erkenntnis, knapp nach ihrem sechsten Geburtstag. Sie war sich quasi selbst vorgestellt worden. Postwendend stellte die kleine Lintschi ihre Mutter zur Rede, die ihr lapidar antwortete, dass es eben immer so war, da in Tschanigraben und deshalb wohl auch in der ganzen Welt, und es solle „der Herrgott vor sein“ es anders zu halten. Und die kleine Lintschi-Karoline fand sich damit ab. Besuchte als solche die Volksschule und die Hauptschule, wie sie damals noch hieß, bevor sie mit ihren Eltern nach Wien zog. Ihr Vater hatte Arbeit gefunden, nachdem er lange zu Hause gewesen war. Er hatte zwar immer gesagt, da sei „der Herrgott vor“, also vor dem Umzug in die Bundeshauptstadt, aber in dem Fall hatte der Herrgott offenbar ausgelassen. Man fügte sich, auch darein im 12. Wiener Gemeindebezirk unterzukommen. Anfangs fuhren sie noch jedes Wochenende nach Hause. Auch wegen der Verwandtschaft, der eigentlichen mehr als der bloß angeheirateten, aber das ging ja in einem Ort wie Tschanigraben quasi in einem Aufwaschen. Nach und nach wurden die Besuche seltener, während Lintschi eine Lehre absolvierte, ins Berufsleben eintrat, Freunde fand und sich verheiratete. Hatte sie bisher Strobl geheißen, so wurde sie nun zu einer Pospischil. Nur das Lintschi blieb ihr. Zumindest bis sie das erste Kind gebar. Insgesamt wurden es drei. Von dem Zeitpunkt an, wurde sie nur mehr als „Mama“ bezeichnet, sowohl

von ihren Kindern, als auch von ihrem Ehemann. Was wohl viel über ihre Beziehung aussagte, eigentlich. Aber das war immer so gewesen, und das sich daran was änderte, da „sei der Herrgott vor“. Das war ihr offizielles Leben, das, das sie nach außen zeigte. Mutter, Arbeiterin und Ehefrau, nur das Kopftuch trug sie nicht ihn Wien. Da war es nicht üblich. Heimlich hatte sie eine Leidenschaft, nicht als Lintschi oder als Mama, sondern als Karoline. Es begann damit, dass ihr eine Freundin, mit der sie die Lehre absolvierte, einen sog. Groschenroman zusteckte. Es war der Moment, in dem sie für Liebesgeschichten und die Franzosen als Liebhaber entflammte. Allerdings nur heimlich, denn das wäre sicher wieder etwas gewesen, wo „der Herrgott vor sein“ musste.

Mit der Zeit und dem Abstand verblasste die Erinnerung an die Frauen mit den Kopftüchern in Tschanigraben, ebenso wie ihr „da sei der Herrgott vor“, während Lintschi sich immer öfter der Lektüre der sog. Groschenromane hingab. Als erst war sie skeptisch gewesen. „Das hat doch nichts mit dem Leben zu tun“, doch als sie sich in die Geschichte vertiefte, merkte sie, dass es gerade darum ging, dass es nichts mit dem Leben zu tun hatte, weder mit ihrer Arbeit, noch mit ihrer späteren Ehe oder dem Aufziehen der Kinder. Wenn sie nach einem langen Arbeitstag, in dem sie all ihren Verpflichtungen nachgekommen war, neben ihrem Mann auf der Couch saß oder später im Bett lag, er sich einem moderaten Schnarchen hingab, verließ Lintschi ihr Leben und versenkte sich in die Romantik und die Liebe. Niemand konnte das so gut, wie die Franzosen, schloss sie für sich. Darin war sie auch nicht mehr Lintschi, sondern Karoline. Je mehr das eigentliche, reale Leben von ihr forderte, desto öfter begab sie sich in ihre Traumwelt, in der sie sich immer mit den weiblichen Protagonistinnen identifizierte.

Die Männer, die sie in diesen Geschichten umwarben, galant, höflich und zuvorkommend, waren ganz anders, als die, die sie kannte, besonders ihr Ehemann. Die hießen Pierre oder Francois oder Antoine, und nicht so hausbacken wie Peter oder Franz oder Anton. Es war so klang- und verheißungsvoll. Schon allein das Aussprechen dieser Namen ließ ihr eine Gänsehaut den Rücken hinunterlaufen. Das konnte doch nicht folgenlos bleiben, und blieb es auch nicht. Besagter Pierre oder Francois oder Antoine war natürlich ein gut betuchter, wenn nicht gar adeliger Mann, der ein Lotterleben führte. Bis er einer Frau begegnete, die zwar von einfacher Herkunft war, ausgezogen aus tristen Verhältnissen mit nichts, als einem kleinen Bündel, aber ein gutes Herz hatte. Sie begegnen einander, verlieben sich ineinander, doch bevor sie das Happy End vor dem Traualtar genießen können, haben sie noch einige Hindernisse zu überwinden. Vor allem die bösen Damen, die Pierre oder Francois oder Antoine in ihre Klauen bekommen wollen, gilt es zu beseitigen. Sie wollen natürlich nur sein Geld, sind intrigant und hinterlistig. Doch letztendlich werden sie entlarvt und der Märchenprinz entscheidet sich für das Aschenputtel. Am schönsten fand Lintschi immer die Szenen, in denen das arme Mädchen aus irgendeinem Grund in Ohnmacht fällt, und ihr Galan sie postwendend auffängt. Wenn sie dann aus besagter Ohnmacht erwacht und erkennt, dass er die Situation nicht in unmoralischer Weise ausgenutzt hat, sondern sie viel mehr liebevoll umsorgt, dann weiß sie mit Sicherheit, dass er nur sie liebt. Dann folgt die Frage aller Fragen, „Willst Du meine Frau werden?“, und unter Freudentränen haucht sie ihr „Ja“.

Und wie war es bei Lintschi gewesen? Eines Tages kam ihr zukünftiger Mann und meinte, dass es doch an der Zeit wäre zu heiraten, weil seine Mutter sagte, das geht so nicht. Also wurde geheiratet. Das war es dann. Der letzte schöne Tag, das weiße Brautkleid und eine teure Feier. Am nächsten Tag hatte der Alltag Einzug genommen, sich breit gemacht und war geblieben. Wie sehr sie sich doch danach sehnte, nur einmal aus diesem auszubrechen und in den starken Armen eines Pierre oder Francois oder Antoine zu liegen, gerettet und umsorgt, die sie behandelten wie eine Prinzessin. Es würde auch schon genügen am Arm eines dieser großgewachsenen, stattlichen, dunklen Männern mit den blauen Augen und dem strahlenden

Lächeln an einer Avenue zu promenieren, angetan mit einem wunderschönen Kleid, passendem Täschchen, Schuhen und Hut. Der Wunsch wurde immer drängender in ihr, so dass sie eines Abends, in einer Werbepause, zu ihrem Mann sagte.

„Ich möchte drei Tage nach Paris fahren“, sprach's und sah ihn erwartungsvoll an, doch er murmelte nur etwas Unverständliches vor sich hin.

„Was sagst Du dazu?“, fragte sie nun direkter.

„Was ist mit meinem Essen?“, ließ er sich nun doch zu einer gesprochenen Entgegnung hinreißen.

„Ich werde vorkochen“, erklärte sie. Damit war er sichs zufrieden und wandte sich wieder dem Fernseher zu, denn die Werbepause war vorbei, während sich Lintschi in ihren Absichten bestätigt fühlte. Ihrem Mann war sie völlig egal, so lange es etwas zu essen gab. Deshalb saß sie wenige Tage später im Flugzeug nach Paris, überzeugt davon, dass Pierre sie bereits sehnlichst erwartete. Zur Not auch Francois oder Antoine.

Lintschi war mit ihren Bemühungen um die Verbesserung ihres Aussehens durchaus zufrieden, wie sie mit einem abschließenden Blick in den Spiegel in ihrem kleinen, aber feinen Hotelzimmer, das sie sofort nach der Ankunft in Paris bezogen hatte, feststellte. Das Kleid schmeichelte ihrer Figur und ließ ihr ausladendes Dekolleté zur Geltung kommen, ohne anzüglich zu wirken. Die Strümpfe mit der Naht unterstrichen ihre langen Beine, vor allem aber die High Heels. Vorsichtig drapierte sie den Hut auf der für diesen Zweck zurecht gerichteten Haare und nahm das Täschchen unter den Arm. Sie war bereit, vor allem für Pierre. Aber auch Francois oder Antoine.

Lintschi schritt nicht weit aus, wie sie es gewohnt war, sondern vollführte kleine Trippelschrittchen, was sie für damenhaft hielt. Ausgangspunkt bildete der Place de la Concorde, von dem aus sie die Avenue des Champs-Élysées entlang flanierte, den Rond-Point des Champs-Élysées ebenso umrundend, wie den L'Arc de Triomphe de l'Étoile, um ihren Weg auf der Avenue de la Grande-Armée fortsetzend, bis sie den Place de la Porte Maillot erreichte, von dem aus sie denselben Weg in umgekehrter Richtung zu bewältigen. Natürlich tat sie das nicht in einem Durchlauf. Schließlich wollte sie dem Traumprinzen nicht entkommen, sondern von ihm gefunden werden. Deshalb ließ sie es sich angelegen sein, alle paar Meter in einem Café zu verweilen, das Kleid sorgfältig um ihre Beine drapierend, die sie, schräg nebeneinandergestellt, aufs vorteilhafteste zu präsentieren vermochte. Und wer nun glauben mag, dies wäre eher langweilig und eintönig gewesen, gibt damit zu verstehen, dass er sich noch nie in der Situation befand auf das plötzliche Auftauchen des Mannes gewartet zu haben, der ausersehen war, das Herz eines Mädchens zu erobern. Da sitzt man nicht einfach da, schlürft Kaffee, wahlweise einen Aperitif, so man denn geeicht genug ist und braucht sich ansonsten um nichts zu kümmern. Ganz und gar nicht. Ständig galt es darauf zu achten, dass das Kleid nicht verrutschte, der Hut richtig saß und die Beine sich nicht zu einem peinlichen, oder zumindest schrecklich undamenhaften, Übereinanderschlagen bequemen, während die Haltung der Hand, die die Tasse oder das Glas aufhob immer wieder überprüft und, wo nötig korrigiert werden musste, und gleichzeitig nach einem möglichen, sich nähernden Kandidaten Ausschau gehalten wurde, um gleichzeitig völlige Interesselosigkeit auszustrahlen. Eine Aufgabe also, die volle Konzentration erforderte.

So schlenderte Lintschi, also in dem Fall Karoline die gesamten 6,8 km Weges ab, ohne den geringsten Erfolg verzeichnen zu können. Ermüdet von den Anstrengungen, trat sie den Weg zum Hotel an, während sie die Ausbeute rekapitulierte, was schnell geschehen war, denn sie belief sich auf gleich Null. Aber sie wäre nicht Karoline gewesen, hätte sie sich so schnell geschlagen gegeben. Vertieft in diese Überlegungen, hatte sie nicht bemerkt, dass sie sich in einer dunklen, schmalen Gasse befand. Endlich rissen sich nährende, dumpfe, schwere

Schritte sie unsanft zurück in die Wirklichkeit. Sofort wusste sie was los war. Das konnte nur Pierre oder Francois oder Antoine sein. Sofort waren ihre Sinne geschärft und sie hellwach. Automatisch richtete sie ihre Garderobe, in Windeseile. Dann wartete sie gespannt bis die Schritte nah genug waren. Da hing alles vom richtigen Timing ab. Als es so weit war, stieß sie gekonnt einen spitzen Schrei aus, sah sich sicherheitshalber nochmals um, obwohl sie sicher war, ein Schritt genügte, ein herzhaftes Ausstrecken der Arme und schon würde sie ohnmachtsfälliger in ihnen landen. Sie ließ sich sinken. Doch statt mit den Armen ihres Traumprinzen machte sie die Bekanntschaft mit dem harten Pariser Kopfsteinpflaster. Dann schwanden ihr tatsächlich die Sinne.

Das Erste, was sie wahrnahm, als sie endlich wieder zu sich kam, war ein ihr wohlbekannter Bauch, dessen Stattlichkeit nicht zuletzt ihren Kochkünsten anzulasten war. Es war kein Pierre, schon gar kein Francois oder Antoine. Dennoch setzte sie sich auf und umarmte diesen Mann, den sie schon so lange kannte und dennoch völlig verkannt hatte. Sie wusste, dass Worte nicht seine Sache waren, aber was sollte er mehr tun, um seine Sorge um sie zu zeigen, als dass er ihr offensichtlich hinterher gereist war. Romantik hin oder her, Franzosen da und dort, worauf es wirklich ankam im Leben, im echten Leben, das war die Banalität der Verlässlichkeit. Natürlich las sie auch weiterhin ihre Romane, denn ein bisschen träumen würde man wohl noch dürfen. Und sie bestand darauf ab jetzt mit ihrem richtigen Namen angesprochen zu werden. Karoline.